

Konrad Tobler

Abfall-Kaleidoskop

Zum Projekt G-Cubes von Harald Reichenbach

Kaleidoskop: schöne Formen sehen.

Zusammengesetzt aus drei griechischen Wörtern:

καλός(kalós) „schön“, εἶδος(eidos) „Form, Gestalt“  
und σκοπεῖν(skopéin) „schauen, sehen, betrachten“.

Das Meer. Der Strand. Der Sand. Die Wellen. Der Wind. Die Sonne.

Ein Mensch. Ein Schatten.

Der Mensch ist der Schatten.

Die Idylle trägt.

Längst ist brüchig und problematisch geworden, was Bertolt Brecht, der grosse deutsche Lyriker, in den 1930er-Jahren angesichts des nationalsozialistischen Unheils feststellte:

„Was sind das für Zeiten, wo

Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist

Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!“

Das Gespräch über Bäume, das Meer, den Strand, die Wellen, den Wind, die Sonne ist notwendig – weil sonst über viele Untaten geschwiegen würde.

Weil die Idylle trägt.

Ja, die Idylle trägt. Es beginnt ganz harmlos. Im schönen Berner Oberland, gerne von Touristen besucht, liegt der tiefblaue Thunersee. Auf dem Seegrund jedoch liegen 8000 Tonnen Müll – Munition, die die Schweizer Armee im Lauf der Jahre versenkt hat: Explosivstoff. Aus dem Berner Oberland, genauer aus Saanen/Gstaad, stammt der Künstler Harald Reichenbach. Reichenbach beschäftigt sich im Rahmen des Projekts G-Cubes mit dem weltweiten Plastikmüll, der die Meere verseucht, zivilisatorisch verheert. Und zwar bis in die allerletzte Idylle, die Menschen aufsuchen, um vor der Zivilisation zu fliehen. Bis zu Gauguins Pazifik-Paradies, bis zu den einst von Göttern bewahrten griechischen Inseln, bis ins Rote Meer, das Moses teilte, bis zum schönsten Sandstrand mit den obligaten Palmen, bis in die Arktis und in die Antarktis.

Harte Fakten Wohlgermerkt: Ich verstehe weder von industriellen Produktionsprozessen noch von Kunststoffen noch von deren Zerfällen noch von Meeresströmungen etwas. Ich versuche nur, mir etwas Klarheit zu verschaffen, damit ich die Dimension des Projekts G-Cubes besser verstehen kann. Also: 1950 kam das erste Plastik auf den Markt, pro Jahr wurden damals 1,5 Millionen Tonnen produziert. Heute werden jährlich mehr als 300 Millionen Tonnen Kunststoff hergestellt, das sind bis 2017 insgesamt rund 8,3 Milliarden Tonnen Kunststoff. Von dieser Menge wurden bis 2015 ca. 6,3 Milliarden Tonnen zu [Abfall](#), der bloss zu 9 Prozent recycelt, zu 12 Prozent verbrannt und zu 79 Prozent auf Müllhalden deponiert wurde. Das heisst: sich in der Umwelt anreichert. Konservativ gerechnet landen 4,8 bis 12,7 Millionen Tonnen im Meer, pro Jahr. Grobe Schätzungen gehen von 86 bis 150 Millionen Tonnen Plastikmüll in den Meeren und Ozeanen aus, der sich seit 1950 gesammelt hat. In reinen Zahlen: 86 000 000 bis 150 000 000 Tonnen. Ein Grossteil davon – bis zu 99 Prozent – befindet sich entweder schwebend in Strudeln oder am Meeresboden. Was sichtbar ist und uns auf Fotografien von Meeresstränden schockiert, ist nur die Spitze des Eisberges, um eine in diesem Kontext endgültig abgedroschene

Metapher nun doch zu verwenden.

Mehr als eine Million Seevögel und 100 000 andere Meereslebewesen verenden jährlich wegen des Plastikmülls. 59 Prozent aller Wal- und Delfinarten, 40 Prozent aller Seevögel, 100 Prozent der Meeresschildkröten und 36 Prozent der Robben verschlucken Müll; Fische, Krebse und Weichtiere wie Muscheln nehmen Plastik und Mikroplastik auf. Guten Appetit also: Wer eine Portion Muscheln genießt, verspeist ungefähr 90 Partikel Mikroplastik. So wird angenommen.<sup>2</sup> Und so ist anzunehmen, dass wir uns genüsslich am Fortschritt verschlucken, von dem wir profitieren.

Kunststoff-Gedicht Auch von chemischen Zusammensetzungen habe ich keine Ahnung. Ich habe aber gelesen, dass im Moment immer noch die meisten Kunststoffe nicht abbaubar sind und auch die allergrösste Quantität nicht wiederverwendet oder durch Verbrennung entsorgt wird. Zugegeben aber: Plastik – ein vielseitig formbarer Stoff – ist eine geniale Erfindung der Zivilisation, vergleichbar den Pestiziden, die Pflanzenseuchen töten und damit die Ernährung garantieren, aber – Dialektik der Zivilisation – selbst zur Seuche wurden. Wir wissen das, im Grunde genommen, und wir wissen im Alltag all die Errungenschaften zu schätzen, die dank Kunststoffen den Alltag erleichtern, angefangen von den PET-Flaschen, die rasch bei der Hand sind, wenn man durstig ist, geschweige denn von all den Teilen und Dingen und Hilfsmitteln, die wir tagtäglich benützen – und aus Kunststoffen, also aus dem bestehen, was gemeinhin Plastik genannt wird. Es ist absurd: Die Notizen zu diesem Text habe ich mit einem Stift geschrieben, der aus Kunststoffen besteht. Wenn ich diesen Stift und den Laptop nicht mehr gebrauchen kann, werfe ich die Dinge weg. Aber diese Dinge sind ebenso wenig wie eine PET-Flasche einfach ein Ding. Es sind giftige Dinge, und zugleich sind es Gaben (englisch: Gift), nützliche Gegebenheiten. Lese ich mir laut vor, wie diese Gaben klingen, dann ist es, als ob man bei den Namen der Kunststoffe ein Gedicht aus alter griechischer Vorzeit vor sich haben würde:

Elastomere

Polymere

Polystyrole

Perlone

Thermoplaste

Melamine

Polyethilen

Polymorphine

Polyvinylchloride.<sup>3</sup>

Wir Analphabeten Um all das weiter zu notieren, weiter zu schreiben, weiterzudenken, nutze ich weiter, Wort für Wort, meine Kunststoff-Prothesen – wie ja unsere aller Alltag, vor allem in den Ländern des immensen Wirtschaftswachstums, von zahlreichen Prothesen bestimmt ist, aus denen Kunststoffe nicht wegzudenken sind: Verpackungen noch und noch, Kosmetika, Mikrofasern von Kleidungen, der Abrieb von Autoreifen – all das ist Teil des Kunststoffmülls.

Wir wissen das, an sich, und wir wissen es nicht. Denn wir wissen zu wenig über all die Dinge, all die technischen Prothesen, derer wir uns bedienen. In dieser Hinsicht sind die meisten, mit Ausnahme von Spezialisten, simpel Analphabeten.

Während ich das schreibe, leuchtet eine Stehlampe neben meinem Schreibtisch. Sie hat dreissig Franken gekostet. Sie stammt aus der Volksrepublik China. Ich habe sie mitsamt der Verpackung nachhause getragen, da und dort Plastik entfernt, um das glasimitierende Plastik der Lampenschirme freizulegen. Ich weiss nicht, wie viele verschiedene Metalle verwendet worden sind, habe keine Ahnung, wie die Produktionsbedingungen sind, habe keine Vorstellung von der ganzen Logistik und den entsprechenden Aufwendungen, die dazu geführt haben, dass die chinesische Lampe jetzt in meinem schweizerischen Zimmer steht und für einige Jahre – ich weiss nicht, wie viele – nützlich sein wird.

Flaschenpost Die Elektrizität, die macht, dass die Lampe leuchtet, stammt teilweise aus Atomkraftwerken. Ich habe keine Ahnung, wie das funktioniert. Kernspaltung ist ein völlig abstrakter Begriff. Atom Müll ist vermeintlich so weit von mir entfernt wie der Plastik Müll im Pazifik, so meilenweit entfernt wie der Weltraum Müll<sup>4</sup> und der Himalaya Müll.<sup>5</sup> Die Jahrzehnte und Jahrhunderte, die vergehen werden, bis all dieser Müll einigermaßen unschädlich sein wird, überschreiten meinen Zeithorizont. Hätte beispielsweise jemand im Jahr 1570 die Möglichkeit gehabt, in einer PET-Flasche dem Meer eine Nachricht an uns Heutige zu übergeben, wäre das Plastik erst jetzt, rund 450 Jahre später, zum grössten Teil zersetzt. 450 Jahre: Das sind 15 Generationen oder mehr als 30'000 direkte eigene Vorfahren. Hätten nun alle diese mir je eine Flaschenpost geschickt, wären das 30'000 Plastikflaschen, ein Berg, der noch immer um unzählige Welten kleiner wäre als derjenige, den unsere Generation produziert hat und fleissig weiter produziert. The Guardian schätzt in seine Ausgabe vom 28. Juni 2017, dass weltweit pro Minute 1'000'000 PET-Flaschen verkauft werden.

Entsorgte Sorge Aber da ich meine und mir vorstelle, dass ich die Dinge des Alltags richtig entsorge (entsorgen lasse), mache ich mir keine Sorgen. Die Sorge ist scheinbar entsorgt. Ich erinnere mich, wie wir als Kinder während der Ferien auf einer Alp in der Nähe des Thunersees den Abfall entsorgen mussten. Dafür gingen wir durch einen Wald zu einem kleinen Tälchen und schütteten unseren Kehrriem in den Bachlauf, wie alle anderen auch. Es stank fürchterlich. Auf dem Talboden lagen Kühlschränke, Matratzen, Autoreifen, Flaschen und unendlich vieles mehr. Jahrzehnte später kam ich auf einer Wanderung wieder in das besagte Tälchen. Der Bach sprudelte munter durch die Bäume. Alles war entsorgt. Aber es war der nach wie vor vorhandene Gestank, der mich unweigerlich an unsere früheren Hochkonjunktur-Entsorgungsmethoden erinnerte. Was heisst das richtige Ent-Sorgen? Da ich mir auch dies, all dies nicht vorstellen kann, mache ich mir lieber keine Sorgen, entsorge mit den Dingen auch die Sorge, gewissermassen in zweiter Potenz, lasse also jede Achtsamkeit vermissen. Das wiederum ist, ohne das explizit zu wollen, Verachtung, also das Gegenteil von Behutsamkeit. Kommt hinzu, dass die Entsorgung der Sorge etwas Endgültiges impliziert. Das ist widerlich. Indem das bewusst wird, beginnt einerseits die Sorge von Neuem, immerhin. So zitiert Albert Camus im Mythos von Sisyphos den deutschen Philosophen Martin Heidegger: Die einfache Sorge sei aller Dinge Anfang; andererseits schwingt, indem ich das schreibe, Scham mit, Scham darüber, zu merken, wahrzunehmen, was alles meine Vorstellungskraft übersteigt. Nicht Metaphysisches ist damit gemeint, sondern die Realitäten, die die menschlichen Produktivkräfte geschaffen haben, diese grandios-ingeniöse zweite Schöpfung, zu der jedoch der Atom Müll ebenso wie der Plastikabfall gehört.

Prometheus und Sisyphos Der deutsch-österreichische Philosoph Günther Anders spricht im Zusammenhang mit der uns überfordernden Technik und Produktewelt von der „promethischen Scham“. Er meint damit das Gefühl, dass für 99 Prozent der Menschen – für jene, die nicht Experten sind – die technischen Errungenschaften nicht Grund zum promethischen Stolz des Machers sind, sondern Spiegel der eigenen Unfähigkeit zu wissen, was die Technik (und damit einhergehend ihre Abfallprodukte) mit uns anrichten. Er spricht in seinem grossen Essay Die Antiquiertheit des Menschen auch vom „promethischen Gefälle“: All das, was „zwischen dem Maximum dessen, was wir herstellen können und dem (beschämend geringen) Maximum dessen, was wir vorstellen können, ist nun sogar zu einem Gefälle geworden zwischen dem, was wir herstellen, und dem, was wir verwenden können.“

Ja, Prometheus kann man sich nicht als glücklich vorstellen. Weil er der Menschheit half, indem er das Feuer vom Himmel brachte und so erst die Bedingung der Möglichkeit menschlichen Lebens schuf, wurde er von den Göttern bestraft und für unendliche Zeit an einen Felsen geschmiedet. Noch mehr: Prometheus Bruder Epimetheus, jener also, der erst nachher denkt, brachte mit seiner Frau Pandora eine Büchse zur Erde, aus der alle Übel über die Menschen hereinbrachen. [Einschub: Geht es um Nutzen, gehören Luft, Wasser, Erde denjenigen, die den Nutzen erzwingen, an sich reissen. Geht es um Schäden, gehören Luft, Wasser, Erde allen?]

Nun, Prometheus (oder den menschlichen Erfindungsgeist) kann man ebenso wenig verachten wie Sisyphos. Beide begleiten uns zusammen mit Epimetheus wie Schatten unserer selbst, unseres Selbst. Wir wollen immer weiter, wollen das Feuer, haben das Feuer (bis hin zur Atombombe), feuern auf uns selbst. Wir wollen nach oben kommen – und scheitern eben daran, dass wir nach oben kommen wollen. Das ist die Dialektik des Fortschritts, die sich auch im Plastikmüll materialisiert.

Die Dialektik des Fortschritts hat der deutsche Philosoph Walter Benjamin radikal formuliert, wobei er in erster Linie an die Herrschaft von Menschen über Menschen dachte; seine Erkenntnis ist aber auch auf die Herrschaft der Menschen über die Natur übertragbar: „Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Dass es ‚so weiter‘ geht, ist die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende, sondern das jeweils Gegebene. Strindbergs Gedanke: die Hölle ist nichts, was uns bevorstünde – sondern dieses Leben hier.“

Daraus die knappe Erkenntnis, die auch unter dem Begriff der Verantwortung zusammenzufassen wäre: „Es“ darf nicht so weiter gehen! Insbesondere auch darum nicht, weil es vielfach eben die unsichtbaren Dinge sind, die auf die Dauer unheilbaren Schaden anrichten.

„Das Unsichtbare sichtbar machen.“ Eben dies war eine Maxime von Paul Klee.<sup>6</sup> Er postulierte so, dass die Kunst das Geistige wahrnehmbar machen könne. Das Kunstprojekt G-Cubes macht dagegen in erster Linie Materielles sichtbar: Aus Abfall wird Kunst; aus Plastik wird eine Plastik – Arteplastik.

Konkret: Harald Reichenbach und sein Team schippern mit ihrem Segelschiff von Strand zu Strand, rund um die Welt. Sie sammeln überall Plastikabfälle, dokumentieren und verorten sie. Dieser Akt hat etwas Performatives – und ist als Akt zugleich Beschränkung, Fragment. Denn es wird immer nur ein Häufchen Abfall gesammelt, Bruchteil des Gesamten. Bereits das ist ein Akt des Bewusstmachens, geht also über das Materielle hinaus, macht im Machen Ohnmacht sichtbar.

Die Abfallhäufchen werden anschliessend im Bordlabor gepresst und in transparenten Kuben eingeschlossen, eingesargt. Was in der Natur kaum zerfällt, bewahrt die Kunst, sie verwandelt das Nichtsige, das doch – zusammen mit vielen anderen Faktoren – derart bestimmend für die Zukunft der Erde ist, in etwas geradezu Schönes, lässt Farben und Formen spielen, schafft ein regelrechtes Kaleidoskop und transformiert so den Abfall in eine Ästhetik des Zufalls. Das mag ein Paradox sein, ist aber letztlich nur eine positive Umkehrung der Dialektik des Fortschritts oder ein bisher noch kaum gesehener Spezialfall einer Ästhetik des Hässlichen, Fortsetzung der Trash Art, wie sie seit Dada und Jean Tinguely bekannt ist. Der Schweizer Plastiker verwendete für seine Maschinen bekanntlich ebenfalls Zivilisations- oder Industriemüll und ging so weit – damit bewusst in der Nachfolge von Chaplins Modern Times stehend – eine sich selbst zerstörende Maschine zu konstruieren. Dabei mündet diese Zivilisationskritik nicht in Kulturpessimismus, weil der Künstler sonst nicht ein Werk, eine ästhetische Form geschaffen hätte: Teil der Kultur des 20. Jahrhunderts, Teil der Zivilisation.

Zurück zu den G-Cubes: Die im Verlauf der Zeit (der Welt-Reise) gepressten kleinen Abfall-Kuben ergeben schliesslich einen monumentalen Grosskubus, der als Trash Cube im White Cube als stilles Mahnmal stehen wird. Eben: Unsichtbares (oder Verdrängtes) sichtbar macht. Es ist komprimierte Sorge und Scham. Der Künstler wird zum Kurator der Sorge (lateinisch „cura“).

Was kann Kunst?<sup>7</sup> Sie kann, so eine erste These, nichts bewirken. Aber sie kann im besten Fall wirken – wenn denn die Sorge nicht nur blosser Botschaft ist, sondern eine ästhetische Form gefunden hat. Dabei gibt es, allermindestens, vier Fragen, die sich – nicht nur, aber auch – der Kunst stellen, gerade wenn es sich um ihr Verhältnis zur Ethik handelt. Dabei ist Irritation nur produktiv. Die Verwirrung stammt daher, dass die Ethik in sich selbst ständig Fragen aufwirft und dass es – eine zweite These – in der Kunst keine Normsetzung geben kann.

Die vier Fragen also:

1. Was kann ich wissen?
2. Was soll ich tun?

3. Was darf ich hoffen?

4. Was ist der Mensch?

Es war Immanuel Kant, der Komplizierte, der diese vier scheinbar einfachen Grundfragen der Philosophie formulierte. Sie betreffen die Erkenntnis- und Wahrnehmungstheorie, das (moralische) Handeln, die Metaphysik und die eine Grundfrage, die sich wohl jeder stellt, der weiss, dass der Mensch sowohl Teufel als auch Engel sein kann.

Vorläufige Antworten im Feld der Kunst, Antworten, die nach und nach ausdifferenzieren wären:

- Kunst sollte wissen, was der Fall ist – was im Feld von Gesellschaft, Politik, Ökonomie, Ökologie und Kunst der Fall ist, was brennt, welche offenen Fragen sich stellen, welche Dringlichkeit präsent ist. Kunst ist ein Organon dafür, Fragen zu öffnen, und zwar Fragen, die sich erst ergeben. Die erste Frage, die sich der Kunst stellt, ist jene der Offenheit. Eine zweite ist jene der Verletzlichkeit.
- Kunst ist immer ein Tun, auch wenn sie sich, vorerst vielleicht, auf das Denken beschränkt, auf Konzepte und Vorschläge. Daran schliesst sich die Frage an, was Kunst kann oder soll. Und soll Kunst überhaupt etwas sollen?
- Ohne Hoffnung keine Kunst. Noch die grösste Verzweiflung, die in der Kunst zur Sprache oder zur Darstellung kommt, nährt sich daraus, dass es irgendwie einen Sinn macht, zu sprechen und darzustellen, selbst wenn es darum geht, dem Unsagbaren, Unzeigbaren, Unausprechlichen, Undarstellbaren, Unmalbaren eine Art von Wirklichkeit zu verleihen. Das ist ein Akt der Zeichen-Setzung.
- Der Mensch steht, selbstverständlich, im Zentrum der Kunst; er ist ihr Akteur, ob als Produzent oder als Rezipient. Das bedeutet jedoch nicht, dass der Mensch das Zentrum der Kunst sein muss. Eine Kunst beispielsweise, die sich ökologischen Fragen widmet, wird eben diesen Anthropozentrismus in Frage stellen.

Ungeheuerliches zum Schluss Zum Anthropozentrismus sei eine Passage aus der Tragödie Antigone von Sophokles zitiert:

„Ungeheuer ist viel. Doch nichts

Ungeheurer als der Mensch.

Denn der, über die Nacht

Des Meers, wenn gegen den Winter wehet

Der Südwind, fährt er aus

In geflügelten sausenden Häusern.

Und der Himmlischen erhabene Erde,

Die unverderbliche, unermüdete,

Reibet er auf..“

Und damit sind wir wieder an den Meeresstränden. Der Sand. Die Wellen. Der Wind. Die Sonne – und der grosse Schatten.

Aber darf, kann, soll dieser Text derart abgerundet: versöhnt enden?